

## »THURNSTIEGENTEXTE«

### Belletristisch-essayistische Texte anlässlich der Wiedereröffnung der Thurnstiege

Amália Kerekes & Katalin Teller (Wien/Budapest)

Literaturbühne anlässlich der offiziellen Eröffnung der Thurnstiege, veranstaltet von der MA 29 sowie von Katalin Teller und Amália Kerekes.

Anlässlich der Wiedereröffnung der Thurnstiege am Alsergrund am 14. Oktober 2005 wurden junge AutorInnen eingeladen, die literarische Vergangenheit des 9. Wiener Gemeindebezirks und/oder den Topos der Stiege mit belletristisch-essayistischen Texten gangbar zu machen. Die folgende Zusammenstellung rückt Transitphantasien, historische Treppenwitze und »thurnistische« Attraktionen, die in ihrer materiellen Erscheinung zumeist als Kulissen eingesetzt werden, in den Vordergrund, um das Betreten eines kaum wahrgenommenen oder vorschnell transzendenten Raums spürbar zu machen – mit Texten von Reinhard Buchberger, Hanno Millesi, Thomas Ballhausen und Ann Cotten.

#### Reinhard Buchberger: Im Sturmwind der Wasagasse – Positionierung einer Stiege

Jede Epoche hat ihre orthografischen Opfer. 1901 war es das TH, dem das letzte Stündlein geschlagen hatte. Worte wie »die That« oder »Thiere« fielen den Kürzungen der Orthografen zum Opfer – einzig dem Thron wagte man nicht, das H zu streichen, es gleichsam unter den Podexen Ihrer reichsdeutsch- und kaiserlich-königlichen Majestäten wegzurationalisieren. So war auch für die Thurnstiege, die Vorläuferin der neueröffneten Stiege im 9. Wiener Gemeindebezirk, eine gefährliche Situation eingetreten. Nur der Umsicht eines rührigen Sportmannes ist es zu verdanken, dass das Schlimmste, der Verlust des H, gerade noch verhindert werden konnte. Ich zitiere aus dem Bittgesuch Franz Wenzel Nepomuk Slavatins von Schrockenbesser, seines Zeichens erster Präsident des Pangermanischen Ertüchtigungs- und Thurnstiegenbundes *Walkyria Alsergrund*, an Konrad Duden (nebenbei gesagt eines der ersten Wiener Tondokumente, das auf dem Edison-Bell'schen Fonografen aufgezeichnet wurde):

...bitten wir derowegen Ihre Orthogräflische Durchlaucht demüthiglichst, es bei der überkommenen und aufs Beste bewährten Rechtschreibe der Thurnstiege zu Wien, Alservorstadt, ein Bewenden haben zu wollen. Dieweil es sich gemäß der neumodischen Schreibe gar a so derhaspelt, was dem teutschen Thurnsport, wie er sich nunmehr in der kaiserlich-königlichen Residenzstadt so gut etabliret, ganz und gar nicht zuträglich wäre ...

#### Die Thurnstiege – Geschichte eines Wiener Mythos

Es war ein sonniger Maitag anno 1879, als der erste Spatenstich zur Erbauung der Thurnstiege gesetzt wurde. Anwesend waren nicht nur städtische Honoratioren aller Couleurs sowie die Gründerväter des *Pangermanischen Ertüchtigungsbundes Walkyria* – jener Institution, die schon bald unter dem Namen ihrer Stiege als Thurnstiegenbund Alsergrund Weltruhm erlangen sollte – sondern auch niemand geringerer als Franz Wenzel Nepomuk Jahn, ein Großneffe zweiten Grades des bärtigen Turnvaters Jahn. Seine bewegende Rede erregte international Aufsehen und so kam es, dass schon bald auch andernorts Thurnstiegenbünde (und natürlich auch Thurnstiegen) ins Leben gerufen wurden: Zu nennen wären hier etwa der Thurnstiegenbund auf der Wartburg, der *Thurnstiegen-Verein der Studentenschaft Heidelberg* oder auch der *Germansk Gymnastik-Trappa Förening* in Stockholm. Aufgrund des großen Erfolges des Thurnstiegedankens entschloss man sich, die Jahnsche Barttracht zum einenden Band aller germanisch-national gesinnten Turnstiegenbunde zu erwählen. Für Wien war es das Goldene Zeitalter des Turnsports. Jeden Sonntag nach dem Frühschoppen fand sich die bärtige Schar der Pangermanen am Fuße der Thurnstiege ein, um ihren ertüchtigenden Exerzitien nachzugehen: Kniebeugen und Bauchmesser, Gewichte stemmen, Schwebebalken und Synchronschwimmen, Armbrust- und Bogenschießen, Bodengymnastik mit Schleife und Ball, und nicht zu vergessen die sog. Ertüchtigungsmärsche stieg auf – stieg ab, die vom Schalle Wagnerscher Fanfaren begleitet wurden. Am unteren Ende der Stiege aber wehte an einem Laternenpfahl als Zeichen pangermanischen Sportsgeistes eine übermannsgroße Replik des Jahnschen Bartes im Sturmwind der Wasagasse: Nicht zufällig erinnerte dieser an die Ross-Schweife der Osmanen, mit deren Pracht der Anspruch auf absolute Weltherrschaft zum Ausdruck gebracht werden sollte, ja es soll tatsächlich vorgefallen sein, dass Weltreisende, die – soeben von Stambul nach Wien kommend – sich

auf einen Spaziergang durchs vermeintlich wiedergewonnene Abendland machten, bis sie zur Thurnstiege gelangten, wo sie außer einem verdutzten »Mashallah« nichts mehr hervorbrachten.

Wie auch immer, das nationale Gepränge des Pangermanischen Ertüchtigungs- und Thurnstiegenbundes *Walkyria Alsergrund* musste die ideologische Opposition auf den Plan rufen. 1895 wurde der sozialdemokratische *1. Arbeiter-Thurnstiegen-Verein Spartakus Wien* gegründet, schon kurz darauf folgte der *Svaz Těocvičných Schodistů Františka Palackého*, kurz *Franz-Wenzel-Nepomuk-Palacký-Verein* der Wiener Tschechen, dann der *Tornalépcső szövet-sége* in Budapest und nicht zuletzt die jüdische Thurnstiegen-Hakoah. Da die finanziellen Mittel allseits knapp waren, reklamierten sie alle natürlich die berühmte Thurnstiege für sich.

Es war wahrlich ein rauer Wind, der den Pangermanen da plötzlich durch die Bärte blies! Die Sonntags-Ertüchtigungen wurden immer spärlicher besucht oder fielen manchmal ganz aus. Am 1. Mai aber war kein Vollbart mehr an der Thurnstiege zu sehen: Am 1. Mai verwandelte sich die Thurnstiege in ein Meer aus roten Wimpeln, Trikots und Badehosen, in einen Wirbel aus roten Medizinbällen, sie verwandelte sich mit einem Mal in eine revolutionäre Thurnstiege, voll gestählter Revolutionärsmuskeln, eine Stiege, bereit zu revolutionären Taten! So etwas hatte Wien noch nicht gesehen! Es kam ein Weltkrieg, eine Dynastie verabschiedete sich und es war nur noch eine Frage der Zeit, bis die Weltrevolution über die Stiege marschieren würde!

In Person des sozialistischen Fiakers Franz Wenzel Nepomuk Waberl war es dann soweit: Der Jahnbart, jenes in Haarpracht gegossene Monument einstiger pangermanischer Größe, wurde geschändet! Laut einhelligen Augenzeugenberichten hatte der Kutscher den Bart durch die Gosse eines verregneten Novembertages 1918 bis nach Nussdorf geschleift. Dieses Ereignis kann als symbolhaft für die Wirren der 1. Republik gesehen werden. Die Gegensätze verschärften sich, die Stimmung wurde aufgeheizter.

Wien blieb solange ein Rotes Wien und die Thurnstiege eine Rote Thurnstiege, bis sich eines Tages verdächtig langbärtige Herren mit Hahnenschwänzen am Hut an der Thurnstiege zeigten und inmitten der Thurnstiegen-Spartakisten ihre Übungen vollbrachten. Es kam, wie es kommen musste, ein Wort gab das andere, der Bürgerkrieg war nicht mehr zu verhindern. Zwei Wochen später war die Sozialdemokratie, vier Jahre später auch der eben erst gegründete *Deutsch-Österreichisch Christliche Thurnstiegenbund* (DÖCTSB) unter dem Vorsitz des Kommerzialsrats Franz Wenzel Nepomuk Stoißmayer in die Geschichte eingegangen. Es kam der Zweite Weltkrieg und sein Ende brachte auch das Ende des NS-Reichsbundes Deutscher Thurnstiegen, und die letzten Turngeräte des Tausendjährigen Reiches fielen dem Bombenhagel der Alliierten zum Opfer. Die Thurnstiege selbst wurde – ganz im Geiste der Konsenspolitik der Nachkriegszeit – entpolitisiert, indem man sie etymologisch vage mit einer deutschen Adelsfamilie in Verbindung brachte, die den Habsburgern das Postwesen geschenkt hatte – ein bisschen Modernität, ein bisschen Tradition und ganz viel Österreich – das gefiel den Russen ebenso wie den Amerikanern. Von der einstigen sporthistorischen Bedeutung der Stiege zeugt heute nur noch ein halb verkohltes Stück des Schwebebalkens, das sich im *National Army Museum* in London befindet. An der Unterseite des Exponats ist ein eingraviertes Zeichen zu sehen, das laut Ausstellungskatalog »very much resembles a beard«.

Eine Thurnstiege für die Wiener Turner!

Viel wird heute gesprochen über Positionierung von Architektur im öffentlichen Raum, über ihre Funktionalität und Ästhetik, jährlich erscheinen meterweise Bücher zu diesem Thema. Im Fall der Stiege (zu Deutsch auch: Treppe) wird die Diskussion auch für Leute verständlich, die sich ansonsten nur wenig mit architektonischen Fragen beschäftigen: es liegt auf der Hand, dass bis zur Rolltreppe keine praktischere und gleichzeitig bequemere Erfindung zur Überwindung schiefer Ebenen gemacht wurde.

Die Stadt Wien ist für das Studium der Anwendbarkeit von Stiegen ein mustergültiges Experimentierfeld. Zwar verfügt die Donaumetropole an den westlichen Fransen des pannonischen Teppichs über keine markanten, zentralen Erhebungen nach Art keltischer Oppida oder mittelalterlicher Burgberge, wie wir sie etwa aus Prag, Budapest und Krakau kennen – die Römer, die die Stadt mitten in die Donausümpfe setzten, waren sich der hervorragenden sicherheitspolitischen Lage des Imperiums viel zu sicher, als dass sie sich den täglichen, beschwerlichen Aufstieg angetan hätten. Andererseits wird Wien ihrem Charakter als Hauptstadt eines vorwiegend alpin geprägten Staates durchaus gerecht,



keine Erwartungen werden.

Der Kellner blickt mich aus erstaunten, gleichzeitig aber auch verletzten Augen an, macht kehrt und taumelt wie ein von einer überraschenden Rechten seines Gegners schwer getroffener Boxer in Richtung Kaffeemaschine. Seine unsicheren Bewegungen machen mich betroffen und zwingen mich, das Lokal zu verlassen, ehe er Gelegenheit hat, zurückzukehren. Wenn ich ehrlich bin, ist es zunächst nur so ein Gefühl, das mir nahe legt, unverzüglich wegzugehen. Die Zusammenhänge begreife ich erst draußen. Was war geschehen? Unmittelbar bevor ich mein lange ersehntes Ziel erreicht hatte, von diesem Kellner respektiert und als so etwas wie ein »das Übliche«-Gast anerkannt zu werden, war mir nichts besseres eingefallen, als – im Grunde völlig unmotiviert – meine gewohnte Bestellung abzuändern. Wie konnte es dazu kommen? Ich glaube, die einzige Erklärung ist die, dass es mir an diesem Tag gesundheitlich nicht gut ging, und ich mir vorgenommen hatte, Rücksicht darauf zu nehmen. Nunmehr stehe ich wieder auf der Straße, ohne einen Ort, an dem ich mich wohl fühle und nach wiederholten Besuchen willkommen geheißen werde, einen Ort, zu dessen alltäglichem Erscheinungsbild ich gehöre. Das würde mir schon reichen, um zufrieden zu sein. Diese Zufriedenheit könnte dann von mir abstrahlen und die Atmosphäre im gesamten Lokal bereichern. Sie ginge auf die anderen Gäste und sogar auf das Personal über.

Als nächstes versuche ich es mit der Filiale einer Kaffeehauskette. Beim Anblick der Auswechselbarkeit von Einrichtung, Dekoration, Angebot und Bedienung, in gewisser Weise sogar der Gäste, befällt mich ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit. Hier kennt man mich nicht und legt auch keinerlei Wert darauf, mich kennenzulernen. Dennoch gibt sich die uniformierte Kellnerin, nachdem sie eine Tasse Kaffee vor mich hingestellt hat, die allergrößte Mühe, den Eindruck zu erwecken, ich stünde bereits nach so kurzer Zeit unmittelbar davor, in den Kreis der beliebtesten Besucher aufgenommen zu werden. Als ob es dafür lediglich der entsprechenden Voraussetzungen bedürfe. Ungefragt erzählt sie eine Geschichte aus ihrem Arbeitsalltag, die mir als Hinweis darauf dient, dass in Wahrheit gar kein Interesse besteht, an so etwas wie Vertrauen zu arbeiten, sondern ganz einfach irgendwo beschlossen wurde, Vertrauen habe hier und jetzt zur Verfügung zu stehen. Jemanden an den Details des eigenen Lebens teilhaben zu lassen, gilt als Angebot eines Vertrauensverhältnisses.

Also höre ich den Schilderungen der zu der Filiale und seiner Ausstattung gehörenden Kellnerin gelassen zu und erfahre, »wie sich der Kaffeehaus-Alltag, trotz der penibel auf Einheitlichkeit ausgerichteten Erscheinungsform des Unternehmens, in den einzelnen Filialen unterschiedlich gestaltet«.

Während die Kellnerin mir das anvertraut, nicke ich freundlich und verständnisvoll. Am Waschbecken auf der Toilette finde ich weder Armaturen noch Papierhandtücher. Auf einem Schild schwärmt ein Hersteller von »perfekter Hygiene aufgrund absoluter Berührungslosigkeit«.

Bei meinem zweiten Besuch in der Filiale der Kaffeehauskette – mit dem zweiten Besuch entpuppt man sich als potentieller Stammgast – habe ich den Eindruck, von der Bedienung nicht erkannt zu werden, obwohl ich mich auf denselben Platz setze wie beim letzten Mal. Erst als ich auf mich aufmerksam mache, werde ich wahrgenommen.

Möglicherweise handelt es sich um eine andere Kellnerin. Die zum Verwechseln ähnlich sehende Uniform, dieselbe Funktion, mit den gleichen Bewegungen ausgeführt; der Mensch scheint allerdings ein anderer zu sein. Ich sage scheint, weil ich es nicht mit Sicherheit sagen kann. Vielleicht liegt der Irrtum ja bei mir. Jedenfalls erkennt mich die Kellnerin zunächst nicht, was gar nicht so einfach herauszufinden ist. Genau wie ihre Kollegin, oder vielleicht ja doch sie selbst bei meinem letzten Besuch, bemüht sie sich, unmittelbar nachdem sie mich bemerkt hat, den Anschein zu erwecken, als hätte ich bereits vor meinem Eintreffen, also vor einer etwaigen Begegnung mit ihr, zu diesem Lokal und seiner scheinheiligen Atmosphäre gehört.

Überrascht bin ich erst, als sie mir, sobald sie ein paar Augenblicke erübrigen kann, weil es im Lokal ruhiger geworden ist, haargenau und ebenso unaufgefordert die gleiche Geschichte erzählt, die mir bei meinem letzten, also ersten Besuch erzählt wurde. Wer nun annimmt, dieses Verhalten hätte mich überzeugt, es mit ein- und derselben Person zu tun zu haben, deren Gesicht ich mir lediglich nicht gemerkt hätte, der irrt. Mir kommt wahrscheinlicher vor, dass es sich um eine andere Person, aber dieselbe Strategie handelt.

Eine Strategie, der zufolge für einen Gast, den man zum ersten Mal im Lokal begrüßt, eine ganz bestimmte vertrauenerweckende Annäherung vorgesehen ist. Ich überlege mir, ob

die Geschäftsführung die weiblichen Angestellten nach einem bestimmten Typ Mensch aussucht; auch äußerlich. Oder es handelt sich um in die Jahre gekommene Liebesverhältnisse eines der Direktoren. Aus diesem Grund entsprechen alle Kellnerinnen ausnahmslos dem vom Direktor für Liebesverhältnisse bevorzugten Typ Frau.

Als kleines Dankeschön beschäftigt die Unternehmensleitung sie, sobald sie als Geliebte des Direktors nicht mehr in Frage kommen, in einer der Filialen der Kaffeehauskette. Vielleicht dürfen sie sich sogar aussuchen, in welcher sie Dienst tun. Zumindest am Anfang. Mit der Zeit ist es ihnen ohnehin egal.

Schließlich muss ich mir eingestehen, dass mir der Gedanke, die Filiale der Kaffeehauskette weiterhin zu besuchen, unerträglich ist. Nicht so sehr aufgrund einer von mir empfundenen Missachtung meiner Person und der darin enthaltenen Kränkung, sondern weil ich die immer wieder erzählte uninteressante Geschichte keinesfalls ein weiteres Mal hören möchte.

Vorübergehend bin ich im Lokal eines älteren, sehr vornehmen, zurückhaltenden Ehepaares untergekommen. Die beiden sind ganz anders als das einander zum Verwechseln ähnlich sehende Personal in der Filiale. Sie möchten eigentlich weder von mir etwas wissen, noch irgendetwas über sich erzählen. Sie dulden, dass ich in ihrem Lokal sitze und kommentieren dieses Bedürfnis mit Schweigen.

Er spricht überhaupt nur, wenn sie ihn dazu auffordert. Eine Zeit lang habe ich angenommen, sie erteile ihm so etwas wie die Erlaubnis zu sprechen; offenbar findet er es aber nur einfach nicht der Mühe wert. Manchmal, wenn sie in der Küche verschwindet, murmelt er ein paar unverständliche Worte in sich hinein. Er ist groß gewachsen und strahlt etwas Abweisendes aus. Man möge nicht auf die Idee kommen, ihn zu strapazieren. Ich glaube, dass ich ihm allmählich sympathisch bin, da ich mich unauffällig und anspruchslos verhalte. Wenn er mir den Kaffee bringt, bedanke ich mich jedes Mal, beim Zahlen gebe ich ein großzügiges Trinkgeld, als würde ich ihn dafür entlohnen, mich in Ruhe zu lassen und mir keine Geschichten aus seinem Arbeitsalltag zu erzählen.

Die Zurückhaltung und die Vornehmheit seiner Persönlichkeit scheinen bei ihr in Energie umgewandelt. Sie ist klein gewachsen und dynamisch. Während meiner ersten Besuche vermittelte mir ihr Blick ein Gefühl, als sähe sie mir an, dass ich irgendeine Missetat begangen habe oder eine Absicht verfolge, für die ich mich eigentlich schämen sollte. Ich atme auf, sobald sie sich in die Küche zurückzieht, um eine der kleinen Speisen zuzubereiten, die sie und ihr Mann anbieten. Ich habe mir schon überlegt, die eine oder andere als eine Art Friedensangebot zu bestellen, konnte mich allerdings bislang noch nicht dazu überwinden. Ich stelle mir vor, sie könnte es mir übel nehmen, ihr zusätzliche Arbeit aufzuhalsen. Würde ich die Speise dann auch noch loben, käme das einer Verhöhnung ihres Berufes und ihrer Person gleich.

Trotz oder vielleicht sogar aufgrund ihrer Strenge, kann ich mir kaum etwas Schöneres vorstellen, als von ihr anerkannt und als Gast willkommen geheißen zu werden. Stattdessen hat mir die Ablehnung, die ich von ihrer Seite erfahre, zu einem unausgesprochenen Bündnis mit ihrem Mann verholfen.

Eines Tages tritt dieser an den Tisch, an dem ich Platz genommen habe, und hält mir eine zusammengefaltete Zeitung hin. Ich bin es nicht gewohnt, etwas zu erhalten, nachdem ich nicht gefragt habe, aber ein rührendes Element in dieser Geste lässt mich zugreifen ohne darüber nachzudenken. Seinem Gemurmel entnehme ich, dass er die jeweils neueste Ausgabe vorsorglich hinter der Kaffeemaschine versteckt, da sie bereits häufig lädiert oder sogar gestohlen worden sei. Man müsse darüber nichts wissen, sagt er mit einem Nicken des Kopfes in Richtung Küche, und ich weiß, dass er seine Frau meint. Von diesem Moment an sind wir Komplizen.

Als ich mich gestern nach der Zeitung erkundigt hätte, habe er sofort begriffen, dass es sich bei mir ebenfalls um einen Interessenten handle. Das Eigenartige ist, dass ich mich überhaupt nicht nach einer Zeitung erkundigt habe. Gestern bin ich nicht einmal hier gewesen. An dieser Stelle würde er mit Sicherheit lächeln, sofern seine Mimik eine solche Dramatik zuließe. Stattdessen dreht er sich um und geht Richtung Kuchentheke. Bei dem Blatt handelt es sich um die Nachrichten des Dachverbandes der landesweiten Schachvereine. Ich interessiere mich nicht für Schach. Ich habe dieses Spiel immer für eine überschätzte, lediglich aufgrund eines angeblichen intellektuellen Flairs populäre Beschäftigung gehalten. Der Kellner muss mich verwechseln. Und das passiert ausgerechnet in dem Moment, in dem so etwas wie ein Vertrauensverhältnis zwischen uns Gestalt anzunehmen begann.



## Thomas Ballhausen: Ostrakismos. Erzählung

Where's the kid with the chemicals?  
I thought he said to meet me here but I'm not sure  
I got the money if you got the time  
You said it feels good I said I'll give it a try  
Then my mind went dark

Bright Eyes: I want a lover I don't have to love

Nach dem Ende der ersten Exilperiode nehme ich, ganz der Flüchtende, als der ich mich gerne fühlen möchte, den Nachtzug. Ich suche mir ein leeres Abteil; das einzige, das ich finden kann, hat eine defekte Heizung. Das Licht flackert und ich drehe es schließlich ab, komme mir vor wie ein Clochard, als ich die Sitze in Liegeposition bringe und mich mit meinem langen, schwarzen Mantel zudecke. Der Zug rumpelt durch die Nacht, ich schlafe den unruhigen Schlaf der Reisenden und schrecke praktisch bei jedem Halt hoch, bis ich schließlich mein vorläufiges Ziel erreiche: Eine geplante Verzögerung, ein Aufenthalt, der mir die Weiterreise ermöglichen und erträglich machen soll. Ich bin schon vor einigen Jahren einmal hier gewesen. Die anderen Fahrgäste, die ebenfalls hier ausgestiegen sind, werden nach und nach abgeholt oder steigen, nachdem sie sich bei einem kleinen Bäckereistand ein schnelles Frühstück besorgt haben, in Regionalzüge um. Ich stelle meinen Koffer ab und setze mich darauf. Als ich einen verzweifelten Blick auf meine Uhr werfe, wird mir klar, dass ich wohl vor allem deshalb hierher zurückgekommen bin, weil ich mich an kaum noch etwas von diesem ersten, länger zurückliegenden Besuch erinnern kann. Als ihr Wagen schließlich vorfährt, habe ich eben erst begonnen, die langsam wieder auftauchenden Fetzen und Bilder zu einem Zusammenhang zu verbinden.

Schon beim Betreten des Hauses komme ich mir mehr wie ein Störenfried als wie ein Gast vor: gerade weil sie mich so übervorsichtig behandelt. Ich habe etwas wie eine Ahnung, wie es gewesen sein wird: Oder: ist das nur die Müdigkeit, die mich durchdringt. Ich lehne ein angebotenes Frühstück ab und gehe zu Bett.

Einige Stunden später weckt sie mich, lockt mich an den Esstisch. Der Geruch des Kaffees reißt mich aus der Betäubung des Schlafs, die mich immer noch gefangen hält. Sie zündet sich eine Zigarette an, lenkt unser vorsichtiges, schleppendes Gespräch in die vertrauten Gefilde des *Redens über das Schreiben* an sich. In Nachahmung journalistischer Posen beginnt sie, mir Fragen zu stellen, immer wieder auf die von ihr vermutete Initialzündung des Schreibens eines Journal des Erfundenen, des Erlögenen und Erlebten zurückkehrend: Wie zu schreiben wäre, wie sie selbst zu schreiben hätte, etwa über dieses Gespräch. Ich antworte, einem spontanen Impuls folgend und ohne meine Worte lange abzuwägen, dass sie sich tatsächlich für ein Journal, ein lockeres *cahier* zu entscheiden hätte = also eine Ablage für alle Gedanken, für das Erlesene, für das Geschriebene und: das *Zu-Schreibende*. Einem weiteren der mich gelegentlich bestimmenden Impulse folgend notiere ich, wie um das Gesagte pathetisch zu unterstreichen, ein paar Gedanken für ein Gedicht und blicke aus dem Fenster, den sich verdüsternden, gewitterschwangeren Himmel betrachtend. Ich muss in diesem Moment einen jämmerlichen Anblick abgeben, denn sie bietet mir ihre Hand an: um mich zu *erden*, wie sie es nennt. Beinahe hätte ich eingewilligt, nachgegeben: Doch ich setze mich auf meine zitternde Hand, bemerke, dass ihr Kleid an der Schulter ein wenig verrutscht ist, man unter dem grünen Stoff das WEISS ihres Büstenhalters hervorschimmern sieht – fast hätte ich ihr in diesem zerbrechlichen Moment das Kleid zurechtgerückt: fast.

Doch dann, begünstigt durch die peinlich lange Pause, ändert sich schlagartig die Stimmung: Sie möchte meine Aufmerksamkeit, meine langsam klar werdende Zuneigung nicht. Deshalb belügt sie mich während des weiteren Gesprächs in den unterschiedlichsten Belangen, regelrecht austestend: wie es ihr gelingen könnte, mir zu missfallen. Erst viel zu spät erkenne ich diesen Grund für ihre mich eben noch verstörenden Aussagen, Antworten und plötzlichen Ausrufe. Den Rest des Tages verbringe ich mit Lesen und Spaziergängen, sehe sie dabei nicht wieder, mache das Versteckspiel mit ohne zu wissen: warum. Ich versuche noch ein wenig zu lesen, doch die Worte verschwimmen vor meinen Augen.

Beim nächtlichen Überfall sagt niemand ein Wort: Ich habe nicht bemerkt, wie sie in mein Zimmer gekommen ist. Erst als sie sich auf das Bett setzt, wache ich auf. Ich berühre sie wie ein Kunstwerk, eine Statue: Etwas Verbotenes und Verzweifeltes haftet dieser Situation an, in der wir direkte Blicke in das Gesicht des anderen vermeiden.

Ich kann nicht sagen, was mir fehlt oder was ich will: Ich kann alles nur über mich *ergehen* lassen, bis mein Kopf kurzfristig AUSSETZT.

Am nächsten Morgen ist sie distanziert, doch freundlich. Nur an Kleinigkeiten, kaum wahrzunehmenden Seitenblicken wird unser geheimer Pakt über die Bewahrung des Stillschweigens und des Abstandes, der jede dauerhafte Nähe von vornherein ausschließt, deutlich. In der Wiese sitzend verstecke ich mich hinter einem Buch, beschäftige so meinen Kopf: Wie um einem zu erwartenden paralytischen Zustand vorzubeugen. Trotzdem habe ich das Gefühl, etwas nicht vollständig zu erfassen, zu verstehen: Es ist, als würde mir ein essentielles, alles verbindendes Stück entgehen. Ich bin schon jetzt lange genug hier gewesen.

Während sie mich beim Packen beobachtet, lässt sie ganz beiläufig eine Bemerkung fallen, deren tatsächliche Bedeutung mir nicht sofort klar wird. Erst in der folgenden peinlichen Pause auf meine zu schnell gegebene, leichthin ausgesprochene Antwort: Die klingt, als würde sie nicht zu ihren eben gesagten Sätzen passen: Wird mir klar, dass ihre so leichthin ausgesprochene Einladung, die ich angenommen hatte, obwohl sie wohl nicht dafür vorgesehen war, mehr mit Gleichgültigkeit der Allgemeinheit und auch mir gegenüber zu tun hat als mit Gastfreundschaft. Sie übertrifft mich noch in der Ablehnung anderer Menschen; ein Umstand, der mich enttäuscht und auch verärgert, denn mit dieser einen kleinen Bemerkung entlarvt sie für einen schmerzhaften Moment die Lächerlichkeit meiner Person und meines Verhaltens. Auf der Fahrt zum Bahnhof drehen wir das Autoradio unnötig laut auf, wie um unsere SPRACHLOSIGKEIT zu überdecken. Als sie mich vorsichtig umarmt und auf die Wange küsst, lösen sich die letzten Gründe für diesen Aufenthalt auf: Aber ich weiß nicht, was ich mir erwartet hatte. Sie macht keine Anstalten, ihre Einladung zu erneuern, und ich frage nicht danach; und doch kann ich mir gut vorstellen, wieder hierher zurückzukehren, wenn die Erinnerung an meine Aufenthalt mich wieder zu täuschen beginnt.

Ich setze mich auf eine Bank auf dem Bahnsteig und nur anhand der sich daran zu schaffen machenden Ameisenstrasse erkenne ich am Boden vor mir einen einzelnen Finger, der lose in ein rotbraun geflecktes Stoffetzchen gewickelt ist. Der Zug hustet wie ein alter Mann, der, ordentlich verschnürt, zum Sterben in eine Zimmerecke gelegt worden ist. Als er schließlich zum Stillstand kommt, steige ich betont vorsichtig und langsam über den Finger hinweg, so als würde er sich – angetrieben von einer unheimlichen Macht – aufrichten, zu einem Haken krümmen, um mir so wie ein wildes Tier = leichter die Gedärme aus dem Unterleib reißen zu können.

Während ich aus dem Fenster sehe und die Landschaft *beobachte*, stellt sich der absurde Gedanke ein, jemand könnte ihr, einem Schlachtvieh gleich, das Kreuz gebrochen haben und man hätte nun die Gelegenheit, dabei zuzusehen, wie sie sich neben dem fahrenden Zug mühsam herschleppen und schließlich wie bei einem nicht zu gewinnenden Wettrennen hinter den dahinrollenden Waggon zurückbleiben würde. Die Gegend, die man danach noch sehen könnte, wäre eine Art von Schatten, der über die gesamte Länge der noch zu absolvierenden = zu bewältigenden Teilstrecke *hinreichen* würde. Die Zugfenster auf der anderen Seite, zum Gang hin, sind stark verschmutzt und verschmiert: Es entsteht so der Eindruck, als würde die Gegend, die eben durchfahren wird, in einem giftigen Neben liegen.

Der Schaffner verlangt nach jedem Halt erneut die Fahrkarte von mir, so als könnte er sich nicht an mich erinnern. Er prüft sehr genau den Stempel, den er selber auf der Karte angebracht hat, um dann pflichtbewusst an seine Kappe zu tippen und zum nächsten Abteil weiterzugehen. Der Zug hält kurz an einer kleinen Station, eine junge Frau steigt ein und nimmt mir gegenüber Platz. Sie erinnert mich stark an die Darstellerin eines Independent-Films, der bei einer Party an eine der Zimmerwände projiziert worden war. Mehrere Gäste hatten sich damals über das Gesicht der Schauspielerin mokiert: voller Sommersprossen und fast schon unnatürlich braun: wie gegerbt. Nach einiger Zeit stelle ich verwundert fest, dass der Schaffner nun nicht mehr auftaucht, um mit der Überprüfung meines Tickets fortzufahren. Ich versuche, die Frau nicht anzustarren, und sehe zur Seite, schließe die Augen und kann das Ende der Reise kaum noch erwarten. Die Wucht des anderen Zuges, der mit unverminderter Geschwindigkeit auf den unseren prallt, bekomme ich erst mit einer unnatürlichen Verzögerung zu spüren.

Die absurde Situation, dass alle Frauen, und eben nur die Frauen, in den Krieg ziehen müssen, steht am Anfang meiner Erinnerungen nach dem Unfall, an kaum etwas kann ich mich sonst noch erinnern, nur an dein Gesicht und ein beunruhigendes Schreiben auf dem Frühstückstisch. Ein Stückchen Papier, das sehr amtlich aussah mit all seinen Stempeln, Unterschriften und beglaubigten Bestätigungen; ein Stückchen Papier beschwert von einigen Tränen – ich weiß nicht mehr, ob deine oder meine oder doch nur verschütteter Tee, doch ich will von Tränen ausgehen, will mich bezüglich dieser Situation an Tränen erinnern – und



an dein wunderschönes Gesicht und den Gedanken, dich in einem Konflikt zu verlieren, von dem ich nicht genau weiß, was er mit uns zu tun hat. Dieser unbeschreiblich dumme, kollektive Wunsch nach einem offenen Kampf, der schon lange vor sich hinschwelte, schließlich als unabwendbar bezeichnet wurde, dieser mir unbeschreiblich dumm erscheinende Wunsch, den ich nie nachvollziehen konnte. Mir tut in diesem Moment wie einem kleinen Kind alles leid, ich möchte mich entschuldigen, etwa: Wie ich bei deinem Besuch im Krankenhaus sagte, dass ich dich lieben würde, dass es mich aber auf Dauer umbringen würde. Wie du mich damals angesehen hast, so als wäre ich ohnehin hoffnungslos verloren, als ob deine Liebe da auch keine bedeutende Rolle mehr spielen könnte: weder für meine Rettung noch für meinen Untergang.

Mit deinem Verschwinden wird der Zusammenbruch der Welt einsetzen, soviel ist für mich sicher. Der Zusammenbruch meiner Umwelt und mein persönlicher, intimer Zusammenbruch: Ich kann zwischen diesen Untergängen nicht mehr unterscheiden, genauso wenig ist es mir noch möglich zu sagen, ob tatsächlich alle Frauen weggezogen, in den Abgrund des Krieges hineinverschunden sind, oder ob doch nur du das Weite gesucht und die allgemeine Hysterie wie einen tarnenden Schutzmantel verwendet hast, dem Kleidungsstück nicht unähnlich, das du zuletzt getragen hast, als ich dich auf einem Bahnsteig zu sehen glaubte.

Die Stadt, eine in Beton getauchte Welt, wirkt nach einigen ausgelassenen Tagen wie verlassen, es ist, als wäre alles von Männern und Automaten erfüllt, Stimmen ertönen in der Ferne, ich bin mir nicht sicher, wem sie gehören und was sie mir sagen wollen; ich kann noch nicht einmal sagen, ob sich diese Stimmen tatsächlich an mich richten, obwohl ich mir gelegentlich einbilde – etwa wenn ich kurz vor dem Einschlafen bin –, dass sie immer wieder und wieder meinen Namen wiederholen. In diesen Momenten befürchte ich, an all dem schuld zu sein, dich in einem unbedachten Moment in einen imaginären Krieg weggedacht und endgültig verloren zu haben.

Die Berichterstattung verwirrt mich noch zusätzlich, macht es mir gänzlich unmöglich, mir ein genaues Bild von den Geschehnissen, mir ein Abbild der Wahrheit zu machen. Die Zeitungen scheinen dünner und belangloser zu werden, die Kanäle vergehen nach und nach, fallen einem umfassenden Rauschen zum Opfer. Ich spiele kurz mit dem Gedanken, aufgezeichnete Nachrichtensendungen ablaufen zu lassen, mich einige Zeit lang zu täuschen und zu hoffen, dass du in der Zwischenzeit den Weg zurück findest, dass du dann wieder hier bist, um die Welt erneut in ihre korrekten Bahnen zurückfinden zu lassen. Aber so leicht scheint es diesmal nicht zu funktionieren, mit so geringen Verlusten werden wir diesmal nicht davonkommen: Mein Kopf schmerzt und ich entscheide mich dagegen.

Realität und Traum vermischen sich: Erinnerungen an den letzten gemeinsamen Urlaub suchen mich heim wie Geister einer Vergangenheit, die sich unvermeidlich immer wieder und öfter in meine Vorstellung der Wirklichkeit schieben. Ich saß am Pier, rauchte still vor mich hin und lachte lautlos über die billige Melodramatik der Szene. Eigentlich wollte ich aber weinen, wie: um den Druck in meinem Inneren ein wenig abzubauen. Da war etwas wie ein ungenannter – doch wohl nicht unbegründeter – Vertrauensverlust aufgetaucht, der sich nach und nach in unser Leben geschlichen und schließlich jeden Aspekt unserer Beziehung durchdrungen hatte; gepaart mit einer lähmenden Stagnation. Näher kann man sich nicht mehr kommen und doch scheint es noch nicht nahe genug, scheint es niemals nahe genug zu sein. Wenn ich mich konzentriere, spüre ich immer noch den sizilianischen Sommerwind auf meinem Gesicht: warm, feucht. Am letzten Abend unseres Aufenthaltes war ich allein am Strand gesessen und hatte auf das Meer hinausgesehen, bis die Sonne untergegangen war. Es war mir damals nicht einmal besonders kitschig vorgekommen.

Eine Reise in das angebliche Krisengebiet wird nicht zuletzt auch deshalb für mich unaufschiebbar. Ich möchte die Gewissheit selbst einholen: Der Beamte am Schalter wirkt nicht überrascht oder ärgerlich, er versucht auch nicht, mir von meiner Reise abzuraten, ich habe meine Waffe ganz umsonst mitgebracht, fast schon finde ich das schade, ich hätte mir so gerne meinen Fahrschein mit vorgehaltener Waffe erzwungen, mir meinen Weg zum Gleis sogar freigekämpft, so einen kleinen Beweis meiner Entschlossenheit abgelegt. Es ist nur etwas wie ein Anflug von Traurigkeit im Blick des Schalterbeamten, eine Form von Traurigkeit, die ich schon im Blick meiner besten Freunde auszumachen glaubte, als ich ihnen von meinem Entschluss erzählte und ihnen – wie um sie von meinem Fortgang, meiner Reise zu überzeugen – meine Waffe vorführte, auf das Klicken des Verschlusses und das Einrasten der Mechanismen hinwies, eine Form von Traurigkeit, die ich weder damals noch heute zu deuten wusste, als ich vor diesem Schalter stand und bereit gewesen wäre, mein Recht auf eine Reise ins angebliche Kriegsgebiet einzufordern.

Der Zug wartet schon, ich bin nur verwundert, dass die Front so leicht und bequem zu erreichen sein soll, doch der Schaffner, der meine Karte abknipst, bestätigt mir, dass ich mein Reiseziel so problemlos wie nur irgendwie möglich erreichen könnte, und dies will doch etwas heißen: in diesen Zeiten. Auch in den Waggons, und ich laufe – während der Zug langsam an Geschwindigkeit gewinnt – durch alle, findet sich keine einzige Frau, und ich finde das traurig und betrüblich und.

Als ich den wenigen anderen Fahrgästen schließlich die für mich unvermeidliche Frage nach dem Verbleib der Frauen – es müssten doch einige hier im Zug sein, besonders wenn man sich in das Kriegsgebiet aufmachen würde – stelle, antwortet man mir nicht, so als hätte ich meine Frage gar nicht gestellt, eben so: als wäre der Satz in meinem Kopf verblieben, als würde nichts von dem hier wirklich stattfinden, als wäre diese mich bestimmende Frage nach dem Verbleib der Frauen und der Rest des Konflikts, der mein Leben zu bestimmen begonnen hat, ein Produkt meiner Gedanken und hätte mit der Außenwelt nicht das Geringste zu tun.

Dabei kann ich mich doch ganz genau erinnern, dass sie mich wegen eines Krieges verlassen hat. Je weiter dieser Zeitpunkt zurückliegt, desto mehr Zeit seit dieser unfreiwilligen Trennung vergangen war ist, desto genauer glaube ich mich an die Umstände und Details erinnern zu können. Nur für einen Moment unterbreche ich diesen Memorierungsprozess, als der Fahrgast mir gegenüber seine Zeitung aufschlägt und mir wie absichtlich die Seite mit den Todesanzeigen entgegenhält: ein papierner Wall: auf dem ich meinen Namen lese und mein Gesicht sehen. Ich wechsele etwas verstört das Abteil, will all dem aber keine größere Bedeutung beimessen. Schon nach kurzer Zeit bleibt der Zug stehen und durch die Lautsprecher wird angesagt, dass bei diesem und auch bei allen weiteren außerplanmäßigen Stopps – die ich aber kaum von den eingeplanten zu unterscheiden vermag – das Ein- und Aussteigen verboten wäre.

Die Flüsse sind über die Ufer getreten, das aufgewühlte Erdreich kann die Wassermassen nicht mehr aufnehmen und hat sich mit ihnen zu einer langsam vermodernden Decke verbunden, die alles zu überziehen droht. Der schon früher spürbare Verfall, der mir immer nur in Details wie einem Sprung oder einem Riss entgegengetreten war, zeigt sich mir nun in einer nicht mehr zu übersehenden Zerstörung. Ein totes Schaf treibt in den graugrünen Fluten eines Flusses, den ich vom Abteifenster aus sehen kann.

Die Fahrt dauert an und ich schlafe traumlos, wie tot, und als ich erwache, habe ich endgültig mein Zeitgefühl verloren. Das Licht ist grau, es ist mir absolut nicht möglich, die Uhrzeit anhand des Sonnenstandes zu bestimmen, selbst wenn ich die Sonne sehen könnte – was ich nicht kann –, wäre ich nicht in der Lage zu sagen, wie viel Zeit vergangen wäre und ob ich Stunden oder Tage geschlafen hätte. Gelangweilt streife ich durch die Waggons, ich scheine inzwischen der einzige Fahrgast zu sein: eine Reise, bei der ich den Eindruck bekomme, nur noch ich würde existieren und selbst der Zug würde von allein immer weiter in eine unbekannte Gegend hineinrasen: in eine noch zu entdeckende Landschaft ohne Namen und Schienen.

Später, nun ist es dunkler und ich denke es könnte Nacht sein, bleibt der Zug stehen und ich steige aus wie ein Schlafwandler, wie ein wandelnder Toter, den seine Liebe in ein ihm eigentlich verwehrt Leben zurückgetrieben hat. Ich gehe ohne Plan, folge einfach meiner Eingebung durch die verwüstete Umgebung, die verfallenen Häuser kleiner Städte. Die wenigen Leute, Männer und Kinder, die an den Fenstern stehen und mich vorbeimarschieren sehen, wirken stumpf, still und hoffnungslos: ganz wie in Erwartung eines unaufschiebbaren Endes, einer Apokalypse, deren Eintreten schon fest geplant ist. Die Zerstörung, obwohl merklich schlimmer als die bereits durchreisten Verwüstungen, könnte aber auch durch Naturkatastrophen verursacht worden sein, so denke ich bei mir, denn es fehlt alles, was ich mir als typisches Merkmal eines militärischen Konflikts vorstelle. Die einzigen Wracks, die ich sehe, was durch die heraufziehende Dämmerung auch wieder einfacher wird, es war also doch etwas wie eine besonders helle Nacht, die ich durchwandert habe, die einzigen Wracks also sind liegengebliebene landwirtschaftliche Fahrzeuge und sie wirken aufgrund ihrer kadaverhaften Beschaffenheit so, als würden sie schon immer hier liegen, als hätten sie nie etwas anderes getan, als still vor sich hinzurosten und auf eine nie stattfindende Belebung durch eine unbeschreibliche Kraft zu warten.

Ich mache Pause in einer verfallenen Hütte, der Wind trägt den Geruch des Meeres durch die zerbrochene Fensterscheibe herein und ich bin mir plötzlich sicher, schon bald meinen Bestimmungsort erreicht zu haben, beinahe also schon dort angelangt zu sein, wo ich mir Antworten auf meine Fragen erwarte. Alles ist dreckig und von einer schmierigen



Individualität bestimmten Glanzpunkten entgegnet, lässt der Regen eine Regenversion der Welt entstehen, die durch diese Gleichmacherei, oder die Selektion, die aus einer Art Übersetzung in Regensprache resultiert, eine erstmals kohärente, schlagartige Narration – oder wie soll er dieses plötzliche visuelle und theoretische Einleuchten beschreiben? – entstehen.

Es scheint ihm nicht genug, diese Klarheit festzuhalten – auf Schwarzweiß-Film vielleicht, oder durch selektives Skizzieren – sondern er fühlt sich in einer Woge der Begeisterung nicht nur über das Konzept selbst, sondern noch mehr darüber, dass er und sein Leben plötzlich über eine solche Begeisterung mit Konzept verfügen, berufen, dieser Narration des Regens auf eine theoretische Weise zu entsprechen. Die Entsprechung darf, um der ‚Narration‘ des Regens gerecht zu werden, sich ebensowenig wie die ‚Narration‘ des Regens selbst von einer idealistischen Materialistik entfernen.

So müsste jede Beziehung sein, denkt er, einfach so, wie man von Fuß zu Fuß geht, ohne große Zweifel oder Begründungen, als wäre alles ohne weiteres möglich und bloß etwas, das einem gefällt und das man sich ohne Bedenken und ohne große Intentionen nimmt. Er stellt sich vor: ein Kuss, der mitten in ein gelassenes Gespräch einfällt, in einer heiteren Version der Leidenschaft, halb Lachen, was den Zungenküssen immer abgeht, eine Leichtigkeit, etwas rokokohaft vielleicht, aber Porzellan, ohne die schweren Baumwollröcke, die sich unten voll Schlammwasser vollsaugen, nicht zu vorsichtig, nicht zu leidenschaftlich, bloß: Sei mein Putto, jetzt, meine Schäferin, aber das mein ist schon der erste Fehler. Man fällt doch immer auf irgendetwas herein, wünscht sich etwas.

Den Besitz des Anblicks seiner Bewegungen nämlich, bei aller tätlichen Zurückhaltung, der, meint man, einem etwa zustünde allein aus der Tatsache, dass man sein Gegenüber wahrzunehmen vermöge wie niemand anderer. Ein solcher Kitzel, ein Schuss Helium in den ohnehin schon schwellenden Brustkorb, wenn man sich dann bloß seine Bewegungen vorstellen muss, um an sich selbst erinnert zu sein, deren ausgezeichnete Betrachter, so mündet denn alles in Selbstliebe?

Und sie sagen, das Selbstliebe Voraussetzung für die Fremdliebe sei, aber das versteht er nicht, hat er nie, nur, dass er jetzt allein sein will jetzt allein.

Und auf eine Weise doch glaubt, er könne so, abgeschirmt und aus genügend Entfernung, ihn besser lieben, sollte er, beispielsweise, also sein Kopf angenommen aus einer vorbeiziehenden Menge auftauchen für einen Augenblick.

Ruhig maßlos sein. Dann darunter hinwegschlüpfen.

Die Rubriken sind wie ein Strohalm, eine helle Begrenzung, rettend, indem man die Welt dadurch einnehmen könnte, langsam insgesamt und subjektiv schnell, aber (wichtig?) immer nur in eine Richtung. Dass man schneller betrunken werde, wenn man das Bier durch einen Strohalm trinkt, ist nicht wahr, sie haben es ausprobiert, es kommt eher vom Hyperventilieren, dass man sich überwältigt fühlt. Oder vom Geist, oder von der reinen Idee. Multipliziert in viele heftige Atemzüge, pulmatorischer Prismaeffekt. So etwas liegt jetzt, im Fall der Rubriken, hoffentlich nicht vor. Oder vielleicht, vielleicht muss man dem eingebildeten Rausch einfach Glauben schenken.

Rubriken also. Rubriken wie Glanzpunkte, wie Etiketten, Schwindel und Henkel, an denen die Welt zu ergreifen ist. Er wird der Bibliothekar, Apotheker, Archivist sein, ein refraktorischer Adam, dessen Demut vor der Materialität (der Materialität des Geists auch! denkt er) darin liegen wird, die Objekte nur von außen zu kennen. Dafür genau zu wissen, wo jedes steht.

Wenig später ist er sich besonders listig vorgekommen mit dem Plan, als Kategoriennamen die Art von Sachen zu nehmen, die man eher in den Listen unter den Kategorien erwarten würde, also unerhörte Kategorien zu erfinden, und so zwar die Welt für sich in eine Art Ordnung zu bringen, aber möglichst nicht in eine, die zu irgendwas zu gebrauchen wäre, sondern eine sinnlose, ästhetische, wenn man das so sagen kann.

Wie ästhetisch, wenn man so etwas sagen kann!

